

Eigentlich kommt Guiseppe aus einer alten Bildhauerfamilie, einer Familie von Berühmtheiten. Nur weil er den Mund nicht richtig aufbekommt, genau wie sein Vater, deswegen ist er hier im Dorf hängen geblieben.

Der Dorfarzt weiß ebenfalls alles, schließlich arbeitet sein Sohn Pietro als Journalist bei einer großen Zeitung in Rom. Obwohl sein Sohn der Faschistischen Partei gegenüber einen Treueeid ablegen musste und deshalb nicht alles schreiben kann, bekommt er doch alles mit. Und er berichtet es danach seinem Vater, der es wiederum den Menschen im Dorf weitererzählt, weil er weiß, dass er ihnen vertrauen kann. In den Häusern hier sitzen keine Lauscher und Tratschweiber.

Dazu kommt, dass der Baron und der Arzt jeweils ein Radio besitzen. Im Sprechzimmer des Doktors können die Leute auch Radio hören.

»Was genau ist das ... äh ... dieser Faschismus?« Das war eine Frage von einem der Menschen, die jedes Mal dabei waren, um den vier schlaun Köpfen beim Schachspielen zuzuschauen. Die Männer des Dorfes schlossen manchmal heimlich Wetten untereinander ab, wer gewinnen würde. Das wissen die Frauen nicht und Pater Enrico weiß es auch nicht, denn der ist gegen Glücksspiele. Auf den Baron haben bisher nur sehr wenige Männer jemals Geld gesetzt, denn der gewinnt nur sehr selten.

Der Arzt hat sich auf die Frage hin zurückgelehnt, nach seiner Pfeife gefingert, ein Streichholz angerissen und behaglich zu paffen angefangen. Der Priester hat sich geistesabwesend seinen gewaltigen Vollbart gekraut, Guiseppe hat sein Taschenmesser zum Vorschein geholt und damit begonnen, sich sorgfältig die Fingernägel zu säubern. Der Baron hat sich seinen Tonbecher noch einmal vollgegossen und mit nach innen gezogenen Wangen die Figuren auf dem Schachbrett angestarrt. »Hm«, hat er gemacht.

»Ein *fascis* war ein Bündel aus Stöcken, die um den Griff eines Beiles gebunden waren«, hat der Doktor zu erklären angefangen. »In der römischen Zeit sind sie zu einem Symbol für Herrschaft geworden. Sobald der Beilträger im alten Rom die *fascis* ergriffen hat, hat die Menge ihm Platz gemacht.«

Die Pfeife des Arztes hat nicht so richtig gezogen, er hat noch ein Streichholz anreißen müssen.

»Hm. Stimmt«, hat Don Veneto ihm beigepflichtet. Er hat immer noch auf die Figuren gestarrt. Er musste als Nächster seinen Zug machen.

»Faschismus ist also eigentlich ein sehr alter Begriff. Er bedeutet, dass die Leute sich um eine Form von Diktatur vereinigen, man könnte es auch als Cäsarismus bezeichnen. Oder Napoleonismus, wenn es dieses Wort gäbe.« Der Doktor hat noch eine Weile schweigend dagesessen und seinen eigenen Worten nachgehungen.

Die Leute aus dem Dorf haben mit gespitzten Ohren zugehört, schließlich ist der Doktor ein intelligenter Mann, der sehr gelehrt reden kann.

»In gewisser Hinsicht ist es aber auch ein neuer Begriff«, hat der Priester mit seiner tiefen Stimme ergänzt. »Wegen der Faszination für den Kommunismus und den Kapitalismus.«

Der Priester ist ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen.

»Und den Sozialismus. Und den Zionismus«, hat der Doktor ergänzt.

Guiseppe hat genickt und seinen rechten Daumen untersucht.

»Das sind ein paar Ismen zu viel für mich«, hat Sofia sich beschwert und sich umgedreht. »Ich gehe lieber schauen, wo sich dieser Nichtsnutz von Luigi herumtreibt. Er hätte längst mit seinen Tomaten wieder hier sein sollen.«

»Das kommt alles durch den Krieg«, hat der Baron erklärt. »Es gibt viel zu viele Soldaten, die jahrelang im Schlamm der Schützengräben gelegen haben, um für ein besseres Leben zu kämpfen. Ich muss es ja wissen, denn ich war einer von ihnen.« Der Baron lässt keine Gelegenheit verstreichen, um den Leuten im Dorf seine Rolle im Krieg ins Gedächtnis zu rufen.

»Nach dem Großen Krieg gab es bei den Menschen zu Hause allerdings nur Armut und eine Hungersnot, auf den Straßen herrschte Verzweiflung und die Regierung versank im Chaos und in Eigeninteressen«, hat er ergänzt. »Deshalb hat der Faschismus den Fuß in die Tür bekommen.«

»Ja«, hat der Priester mit einem Nicken bekräftigt. »Und so konnte Mussolini die Macht an sich reißen. Er hat Ordnung versprochen und eine ganze Menge alter Soldaten haben sich seinen Schwarzhemden angeschlossen.«

»Er ist ein Meister, wenn es um das Manipulieren von Massen geht«, hat der Doktor gesagt. Es hat sich unzufrieden angehört, beinahe zynisch. »Er tut gerade so, als würden mit dem Faschismus die ruhmreichen Tage des Römischen Reiches wieder zurückkehren.«

Die Männer im Dorf haben andächtig gelauscht. Das ist kein leichter Stoff gewesen und man musste sich auf dem Laufenden halten.

Trotzdem gab es noch etwas, das ihnen durch den Kopf ging.

»Der König steht aber doch hinter ihm?«, hat einer von ihnen zur Sicherheit wissen wollen.

Die Leute hier sind immer loyal gewesen, wenn es um das italienische Königshaus ging. Kam das Haus Savoyen nicht von hier, aus ihrer eigenen Gegend, aus Piemont?

Einmal im Monat kommen die Leute vom Kino aus Turin hier vorbei und zeigen im Innenhof der Kirche einen Film. Normalerweise geschieht das an einem Abend unter der Woche, denn an einem Freitag oder Samstag haben sie in der Stadt genug zu tun. Sie spannen ein großes Tuch zwischen den steinernen Mauern des Innenhofes auf und stellen für die Älteren ein paar Reihen Bänke auf. Das ganze Dorf kommt zum Schauen, sogar die Schule beginnt am nächsten Tag eine Stunde später, weil alle ausschlafen

wollen. Vor dem Film laufen immer zuerst eine Dokumentation und ein paar Meldungen aus der Wochenschau. »Propaganda«, sagt der Doktor dann in der Regel missgelaunt. »Auf so einfache Weise kann man die Leute indoktrinieren.«

Die Dorfbewohner scheren sich nicht darum. Sie schauen es sich an und denken anschließend, was sie wollen. Wenn König Victor Emmanuel und seine bildschöne Königin Elena (eine Prinzessin aus Montenegro, flüstern die Frauen vergnügt) auf der weißen Leinwand ihre Aufwartung machen, fängt das Publikum an zu klatschen und ein paar von den grobschlächtigen Jungen beginnen sogar zu pfeifen.

Die Bilder der faschistischen Anführer werden allerdings mit einem beinahe eisigen Schweigen begrüßt. Dann nickt der Arzt und sagt: »Hier sind sie nicht dumm.«

Nehmen wir nun zum Beispiel das eine Mal, wo Mussolini versucht hat, der wirtschaftlichen Rezession mit einem Projekt beizukommen, dem man den Namen »Gold fürs Vaterland« gegeben hatte. In jeder Zeitung, in jedem Radiosender und vor jedem Film hat er das Volk persönlich aufgerufen, freiwillig der Regierung all sein Gold zu schenken. Im Gegenzug sollte jeder einen Ring aus Stahl bekommen, auf dem »Gold fürs Vaterland« eingraviert war.

Das wurde die Geschichte des Monats. Die Männer des Dorfes haben sich gefragt, ob der Baron von Veneto sein Gold von jetzt an abgeben würde. Die Frauen verspürten keine große Lust, dem Staat ihren Schmuck zu schenken – das meiste davon waren Erbstücke aus der Zeit der Großeltern vor dem Großen Krieg. Und ihren Ehering mussten sie doch sicher sowieso behalten, schließlich war der vom Priester gesegnet worden! Den abzugeben, gehörte sich nicht, wahrscheinlich war es sogar eine Sünde. Der Dorfpriester hat lange darüber nachgedacht und anschließend verkündet, dass er es auch nicht wisse. »Wenn es nun für die Kirche in Rom wäre, ja, dann ... aber für den Staat? Nein, wirklich, ich weiß es im Augenblick noch nicht.« Damit war die Angelegenheit entschieden und niemand im Dorf hat auch nur irgendwas gegeben, nicht einmal Don Veneto.

»Hier sind sie nicht dumm«, hat der Doktor dann ebenfalls wieder gesagt.

»Ja, ja«, hat der Arzt schließlich mit einem spöttischen Nicken verkündet. »Sicher, das Haus von Savoyen steht hinter Mussolini. Aber das wird dem König noch leidtun, darauf könnt ihr Gift nehmen. Sehr, sehr leid.«

Dann hat der Baron seinen nächsten Zug getan.

Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise muss Marco Romanelli in die höhere Schule in der nächstgelegenen Stadt, denn er ist intelligent. Der Arzt beteiligt sich an den Kosten, genauso wie der Neffe von Guiseppe, der in Florenz wohnt und dort sogar Professor an der Universität ist. Und selbst der Baron. Zwei Jahre später ist auch Antonio in die Stadt gezogen. Die meisten anderen Jungen haben um diese Zeit herum

die Schule verlassen, um Marmor zu brechen oder auf den Streuobstwiesen und in den Weinbergen des Dorfes zu arbeiten. Manche werden sogar Ziegenhirten in den Bergen. So kommt es, dass allein Lorenzo und Gina bei Pater Enrico in der Abschlussklasse sitzen.

»Ein Glück nur, dass sie Frieden geschlossen haben, die beiden«, stellen die Leute zufrieden fest.

Frieden kann man das nun wirklich nicht nennen, höchstens einen brüchigen Waffenstillstand, schließlich kann Lorenzo seine Streiche nicht lassen.

»Ich wollte ... du würdest von irgendwo herunterfallen und dir den Hals brechen!«, schimpft Gina ärgerlich und beschleunigt ihre Schritte, um von ihm wegzukommen.

»Ich binde dich wieder an einen Baum, hörst du!«, ruft er ihr lachend hinterher. »Und dieses Mal ist Antonio zu weit weg, der wird dich nicht retten!«

In dieser Nacht tut sie wegen ihres schlechten Gewissens kein Auge zu, und als sie dann doch endlich einschläft, jagt ein Albtraum ihr einen gewaltigen Schreck ein. »Ich habe natürlich nicht gemeint, dass du dir wirklich den Hals brechen sollst«, verkündet sie am nächsten Tag, schon bevor die Schule beginnt.

Lorenzo wirft seinen Kopf in den Nacken und fängt laut an zu lachen.

Wenn er so lacht, sieht er genauso aus wie Antonio. »Was bist du doch für ein Trottel«, erwidert er gutmütig.

Doch als es Zeit ist, nach Hause zu gehen, hat Gina seine Arroganz schon wieder rasend wütend werden lassen. »Mann, jetzt geh bitte an irgendeinem steilen Abhang spielen!«, schreit sie und rennt schnell weg. Wenn doch nur Antonio hier wäre! Er würde Lorenzo die Leviten lesen. Wenn doch nur schon das nächste Jahr wäre, dann ginge Lorenzo ebenfalls auf die andere Schule in der Stadt.

Einmal im Vierteljahr kommen Marco und Antonio mit dem Bus für ein Wochenende nach Hause. Und in den Ferien auch. Gerade bei solchen Gelegenheiten sehen die Menschen es genau vor sich: Es wird mit Sicherheit etwas passieren. Denn in der Dämmerung kann man Antonio auf dem kleinen Pfad zur Villa des Barons laufen sehen. Und kurze Zeit später sieht man ihn dann zusammen mit Gina, wie die beiden die Ponte del Bartolini überqueren, auf dem Weg zu den steinernen Mauern des Kastells, die sich schwarz vor den weißen Berggipfeln dahinter erheben. Er überragt sie um einen Kopf. Sie laufen nebeneinander – zwar nicht Hand in Hand, aber doch zusammen.

Ihre kleine Prinzessin und der schlaueste der Romanelli-Brüder.

Im Jahr darauf zieht auch Lorenzo in die Stadt, weil er auf die höhere Schule kommt. Marco studiert zu diesem Zeitpunkt schon an der Universität von Turin und Antonio steht kurz vor seinem Abschluss. Gina bleibt im Dorf zurück und hilft Schwester Marguarita mit der Kindergartengruppe, schließlich wird die Schwester auch nicht jünger und die Kinder werden immer quirlicher. Sie wartet auf Antonio, denn der wird sie

eines Tages holen kommen, das weiß jeder. Doch er ist auch schlau und wird erst noch studieren. Architekt will er werden, nicht Lehrer wie Marco.

In dieser Zeit eröffnet Herr Rosenfeld ein kleines Geschäft im Dorf. Die Leute sind darüber sehr froh. Vor einigen Jahren haben sie schon einmal so einen Laden gehabt, der auch von einem jüdischen Geschäftsmann betrieben worden war, doch der ist kurz nach dem Großen Krieg mit all seinem Hab und Gut nach Amerika ausgewandert. Seitdem ist ihnen nichts anderes übrig geblieben, als auf den Bus zu warten. Dann haben sie dem Busfahrer eine Einkaufsliste mitgegeben, der Ladenbesitzer in der Stadt hat daraufhin alle Vorräte in eine Kiste gepackt und erst drei Tage später haben sie endlich ihr Pfund Kaffee oder ihr Stück Stoff bekommen. Und wenn im Winter die Schneestürme wirklich heftig gewesen sind, manchmal auch erst zwei oder drei Wochen später.

Herr Rosenfeld ist zusammen mit seiner molligen Frau und seinen beiden Töchtern aus Litauen hierhergezogen. Die Situation dort ist unerträglich, berichtet das mollige Frauchen mit dem seltsamen Akzent. Die Juden haben keine Rechte, sondern werden auf jede nur denkbare Weise verfolgt.

Die älteste Tochter heißt Rachel. Sie und Gina freunden sich recht schnell miteinander an. Rachel ist auf eine ganz eigene Weise hübsch: ein bisschen bleich und ein bisschen mager, aber mit rabenschwarzem Haar und rabenschwarzen Augen. Und freundlich, lieb.

Aber eben Jüdin.

»Du kannst dich nicht mit ihr befreunden«, sagt Donna Veneto, während Gina vorsichtig den dicken Knoten in ihrem Nacken mit einer langen Haarnadel befestigt. »Sie gehört nicht zu unserem Stand und sie ist auch keine Katholikin, sondern eine Heidin.«

»Ja, Mama«, antwortet Gina und fragt dann: »Bist du schon katholisch gewesen, als du Papa geheiratet hast?«

Daraufhin wird sie von ihrer Mutter nach draußen zum Spielen geschickt.

In den eisig kalten Weihnachtsferien, während Antonio sich auf das Studium an der Universität vorbereitet und Marco beinahe fertig studiert hat, tauchen im Dorf große Probleme am Horizont auf. Eine ekelhafte Geschichte.

Denn Marco Romanelli hat sein Herz an Rachel Rosenfeld verloren.

Während sich die Ferien weiterschleppen wie ein Mann auf Schneeschuhen, beginnt die Geschichte von Marco und Rachel gerade Flügel zu bekommen. Langsam, aber sicher dringt es in die Häuser hinein, obwohl die Leute versuchen, alles vor der Tür zu halten.

Man holt sich schließlich nicht ohne Not Unglück ins Haus.

»Was wird nur dein Vater dazu sagen?«, will Gina wissen, während sie Antonios Hand mit ihrem Zeigefinger streichelt – auf und nieder, jeden seiner langen Finger entlang.

»Wozu?«, fragt er träge. Auf einer Felsplatte vor dem Kastell sitzen sie, die Beine lang ausgestreckt, in der wässrigen Wintersonne.